



Detlev Lück; Ralina Panova; Robert Naderi; Martin Bujard (alle BiB)

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum – Ein differenzierter Blick auf das Geburtengeschehen in Deutschland

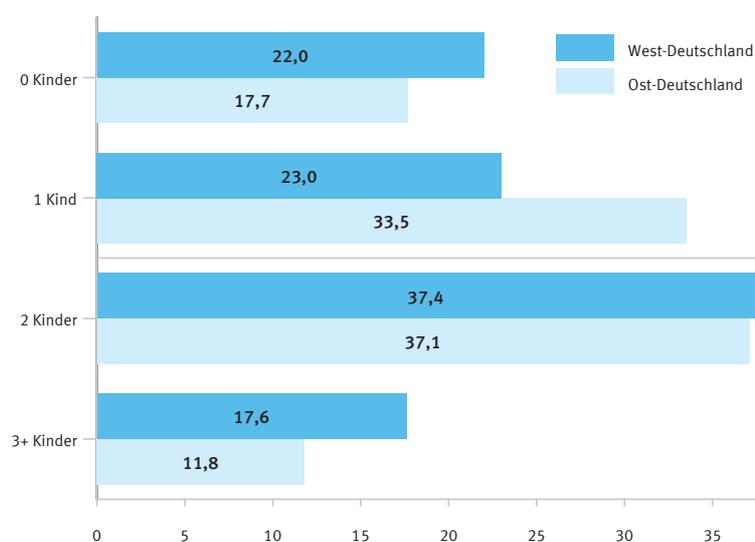
Zu den gängigen Themen der Bevölkerungsforschung gehört die Frage, wie viele Kinder in Deutschland geboren werden und wodurch dies beeinflusst ist. Vor allem die Frage, warum die durchschnittliche Zahl der Kinder, die eine Frau zur Welt bringt, in den vergangenen Jahrzehnten abgenommen hat und warum diese Zahl niedriger ist als in vielen anderen Ländern, obwohl diese überwiegend ähnliche Entwicklungen vollzogen haben, steht im Zentrum der Diskussion.

Die Erforschung des Geburtenverhaltens orientiert sich meist an Geburtenraten: an Maßzahlen, die angeben bzw. schätzen, wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens durchschnittlich zur Welt bringt. Die Kohortenfertilität bzw. die „endgültige Kinderzahl je Frau“ beispielsweise misst diese Zahl, indem sie die durchschnittliche Kinderzahl für die Frauen eines bestimmten Geburtsjahrganges angibt, sobald dieser Jahrgang hinreichend alt ist, um von endgültigen Kinderzahlen auszugehen (in der Regel: 45 oder 50). Für westdeutsche Frauen des Geburtsjahrganges 1970 beispielsweise liegt diese Zahl bei 1,50, für ostdeutsche Frauen des Geburtsjahrganges 1970 fast gleichauf bei 1,47.

Solche Durchschnittswerte erlauben es, die Entwicklung des Geburtengeschehens eines Landes oder auch die Unterschiede im Geburtengeschehen zwischen verschiedenen Ländern anschaulich darzustellen. Allerdings verdecken sie auch einen Teil der Information: Denn eine Geburtenrate ist nur die Zusammenfassung einer Verteilung über die Paritäten – also über die genauen Kinderzahlen, die Frauen zur Welt bringen. Und hinter einer Geburtenrate von 1,5 können verschiedene Verteilungen stehen. Die 1,5 Kinder des Geburtsjahrganges 1970 beispielsweise kommen in Westdeutschland durch einen höheren Anteil Kinderloser sowie einen höheren Anteil der Parität „3 und mehr“ zustande als in Ostdeutschland (vgl. Abbildung 1). Hier bringen dafür vergleichsweise viele Frauen ein Kind zur Welt. Es ist also zunächst eine Frage der Vollständigkeit, das Geburtengeschehen in Deutschland nicht nur anhand von Geburtenraten zu beschreiben, sondern auch anhand der Verteilungen über die Paritäten.

Darüber hinaus erscheint diese Differenzierung lohnenswert, weil sie Anhaltspunkte für eine adäquatere Erklärung bieten kann. Wie die differenzierte Beschreibung der Geburtenentwicklung in Deutschland zeigt, erwei-

Abb. 1: Paritäten der Frauen des Geburtsjahrganges 1970 in West- und Ost-Deutschland



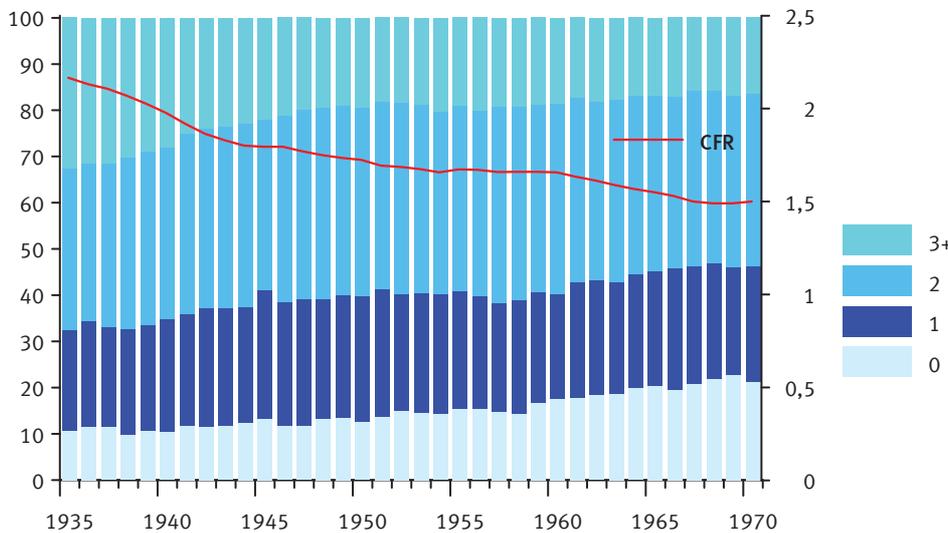
Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

sen sich für den Geburtenrückgang die Veränderungen der Paritäten 0 und „3 und mehr“ als entscheidend: Die Zahl derer, die dauerhaft kinderlos bleiben, nimmt zu; die Zahl der „Kinderreichen“ mit drei oder mehr Geburten sinkt (vgl. Abbildung 2). (Veränderungen der Paritäten 1 und 2 sind in diesem Zusammenhang nicht bedeutsam.) Für die Erklärung des Geburtenrückganges macht es aber einen Unterschied, ob eine Zunahme von Kinderlosigkeit oder ein Rückgang von Kinderreichtum erklärt werden soll, denn in Abhängigkeit davon sind verschiedene Argumente unterschiedlich plausibel (vgl. Abschnitt 6). Ebenso macht es einen Unterschied, ob im Vergleich zweier Länder mit unterschiedlicher Geburten-



Abb. 2: Entwicklung der Kohortenfertilität (CFR) und der Paritäten zwischen den Geburtsjahrgängen 1935 und 1970 in Deutschland

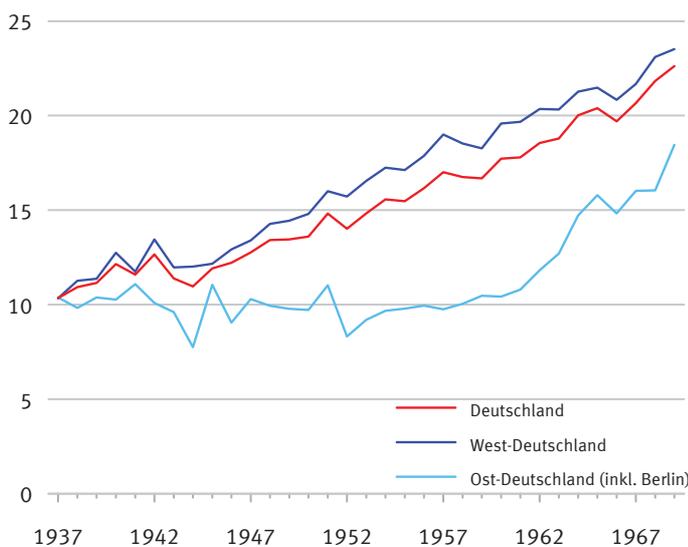


Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

rate eine größere Verbreitung von Kinderlosigkeit oder eine geringere Verbreitung von Kinderreichtum den entscheidenden Unterschied ausmacht. Daher ist es auch für die Erklärung von Entwicklungen und Unterschieden im Geburtengeschehen sinnvoll, Verteilungen über die Paritäten zu betrachten.

Abb. 3: Kinderlosigkeit von Frauen im Vergleich zwischen den Geburtsjahrgängen 1937 und 1969, nach Wohnregion West- oder Ostdeutschland



Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

Im Folgenden soll ein auf diese Weise differenzierter Blick auf das Geburtengeschehen geworfen werden. Zunächst gehen wir der Frage nach, in welchem Umfang der Geburtenrückgang in Deutschland mit einer Zunahme von Kinderlosigkeit und in welchem Umfang er mit einem Rückgang von Kinderreichtum einhergeht. Zum zweiten fassen wir zusammen, was aus der empirischen Fertilitätsforschung bislang bekannt ist über die Einflussfaktoren dafür, dass Menschen kinderlos bleiben bzw. dass sie (k)ein drittes Kind bekommen. Zum dritten werfen wir einen Blick auf die sozial-

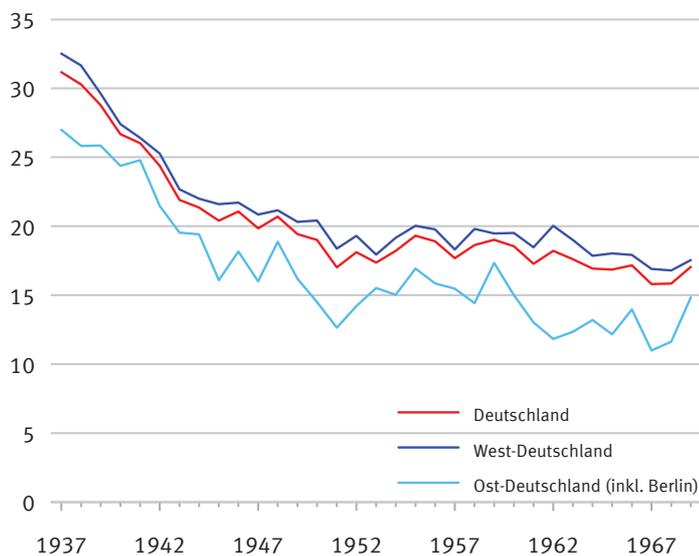
wissenschaftlichen theoretischen Erklärungsansätze für den Geburtenrückgang und sichten, welche davon eher die Zunahme von Kinderlosigkeit und welche eher den Rückgang von Kinderreichtum plausibel machen.

2. Entwicklung und Verbreitung von Kinderlosigkeit

Wie entwickelt sich der Anteil der Frauen, die dauerhaft kinderlos bleiben, in Deutschland? In welchem Ausmaß geht der Geburtenrückgang in Deutschland mit einer Zunahme dauerhafter Kinderlosigkeit einher? Der Anteil kinderloser Frauen liegt bei den in den 1930er- und Anfang der 1940er-Jahre geborenen Frauen historisch relativ niedrig bei 10 bis 12 % (vgl. Stock et al. 2012). Seit den Nachkriegskohorten ist die Kinderlosigkeit in Deutschland kontinuierlich angestiegen: Der Frauenjahrgang 1964 erreichte als erster die 20 %-Schwelle und bei den um 1970 geborenen Frauen liegt der Anteil kinderloser Frauen bei rund 22 % (vgl. Abbildung 3). Hierbei gibt es erhebliche West-Ost-Unterschiede: In Ostdeutschland liegt die Kinderlosigkeit der 1930er-, 1940er- und 1950er-Jahrgänge recht stabil um die 10 %. Ein Anstieg zeichnet sich hier, anders als in den gleichen Kohorten in Westdeutschland, noch nicht ab. Erst danach hat sich die Kinderlosigkeit innerhalb we-



Abb. 4: Kinderreichtum von Frauen im Vergleich zwischen den Geburtsjahrgängen 1937 und 1969, nach Wohnregion West- oder Ostdeutschland



Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012. © BiB 2016

niger Jahre fast verdoppelt und ist vom Geburtsjahrgang 1960 bis zum Jahrgang 1969 von 10,4 % auf 18,4 % angestiegen.

Die Kinderlosigkeit unterscheidet sich allerdings erheblich zwischen soziostrukturellen Gruppen: Bei Frauen mit hohem Bildungsabschluss, in urbanen Wohnorten und bei Vollzeitbeschäftigung ist die Kinderlosigkeit deutlich höher, in Ehen und bei einem Migrationshintergrund ist sie niedriger. Diese Faktoren verstärken sich gegenseitig, wie multivariate Analysen belegen (Bujard 2015).

Der gesamtgesellschaftliche Trend der ansteigenden Kinderlosigkeit ist ungebrochen. Innerhalb verschiedener Bevölkerungsgruppen existieren allerdings unterschiedliche Entwicklungen. Bei westdeutschen Akademikerinnen ist der Anstieg der Kinderlosigkeit auf hohem Niveau gestoppt (Bujard 2015). Besonders stark steigt die Kinderlosigkeit bei weniger gebildeten Frauen, in ländlichen Kreisen und in Ostdeutschland. Aufgrund dieser Trends und von Kompositionseffekten erscheint ein weiterer Anstieg bis hin zu einer Kinderlosigkeit von 25 % durchaus möglich. Allerdings ist die Entwicklung bei Akademikerinnen Anzeichen dafür, dass der Anstieg der Kinderlosigkeit seinem Höhepunkt bereits nahe sein könnte, und der Ausbau der Kitas könnte eine mögliche Ursache für die Stagnation dieser Entwicklung sein.

3. Entwicklung und Verbreitung von Kinderreichtum

Wie entwickelt sich der Anteil der Frauen, die drei oder mehr Kinder zur Welt bringen? In welchem Ausmaß geht der Geburtenrückgang in Deutschland mit einem Rückgang von Kinderreichtum einher? Auf den ersten Blick scheint der Anstieg des Anteils kinderloser Frauen dem sinkenden Anteil von Frauen mit drei oder mehr Geburten (vgl. Abbildung 4) zu entsprechen. Ein genauerer Blick zeigt jedoch: Während sich der Anstieg von Kinderlosigkeit eher auf die jüngeren Geburtsjahrgänge konzentriert, findet der Rückgang von Kinderreichtum im Wesentlichen zwischen den älteren Geburtskohorten statt. In Gesamtdeutschland ist von den 1937 Geborenen bis in die 1940er-Jahrgänge hinein ein relativ starker Abwärtstrend erkennbar. Während 1937 geborene Frauen zu 31,2 % noch drei und mehr Geburten aufwiesen, ist diese Zahl bis zum Jahrgang 1945 sehr stark auf 20,4 % gesunken.

Bis 1951 sinkt der Anteil nochmals ein wenig moderater auf rund 17 %. In den Jahrgängen 1951 bis 1969 bleibt der Anteil in einem Bereich zwischen ca. 16 % bis 19 % nahezu unverändert. Ein nennenswerter weiterer Abwärtstrend ist nicht zu verzeichnen – lediglich Schwankungen, wie sie für solche Anteilswerte allgemein üblich sind.

Allerdings gibt es auch keine Anzeichen für einen Wiederanstieg der Anteile kinderreicher Frauen. Der Anteil von Frauen, die drei und mehr Kinder geboren haben, ist in Deutschland zuletzt konstant niedrig. Somit handelt es sich um ein wesentliches Element zur Beschreibung des insgesamt niedrigen Fertilitätsniveaus in Deutschland.

Im direkten Vergleich zwischen Frauen, die in den westlichen, und Frauen, die in den östlichen Bundesländern leben, zeigen sich die prinzipiell unterschiedlichen Paritätsmuster zwischen den beiden Regionen als Niveauunterschied. Die Parität erweist sich als ein gutes Maß, um Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sichtbar zu machen, die durch durchschnittliche Kinderzahlen verdeckt werden. Wesentliche Unterscheidungsmerkmale sind die geringere Kinderlosigkeit und der geringere Anteil von drei und mehr Geburten im Osten. Diese Unterschiede sind in allen Vergleichsjahrgängen vorhanden, man kann weder von einem divergierenden noch konvergierenden dauerhaften Trend ausgehen.



Vergleichbar ist nur die sinkende Grundtendenz von älteren zu jüngeren Mütterjahrgängen.

4. Forschungsstand zu Kinderlosigkeit

Welche Befunde gibt es in der bestehenden Forschungsliteratur zu den Einflussfaktoren auf die (ausbleibende) Familiengründung und zu den Gründen für den Anstieg dauerhafter Kinderlosigkeit? Während über die Kinderlosigkeit von Männern wenig bekannt ist, ist Kinderlosigkeit bei Frauen ein vergleichsweise gut erforschtes Themengebiet. Das gilt auch für die Einflussfaktoren auf die Familiengründung, die zugleich Ursachen der Kinderlosigkeit darstellen. Dabei erweisen sich diverse soziodemografische und kulturelle Determinanten als aufschlussreich.

Eine zentrale Voraussetzung für die Beschäftigung mit der Kinderfrage ist die Existenz einer Partnerschaft (Eckhard 2006). Der Institutionalisierungsgrad der partnerschaftlichen Beziehung wirkt generell positiv auf die Wahrscheinlichkeit einer Familiengründung (Dorbritz 2009). Dabei wird das erste Kind in den neuen Bundesländern am häufigsten in der nichtehelichen Lebensgemeinschaft geboren, während in den alten Bundesländern verheiratete Frauen die höchste Chance haben, Mutter zu werden (Kreyenfeld et al. 2009; Kreyenfeld et al. 2011).

Relevant sind außerdem Faktoren im Kontext von Bildung und Beruf, wobei die Berufsorientierung von Frauen eine Familiengründung negativ und die gesicherte ökonomische Existenzgrundlage sie positiv beeinflusst. Höhere Bildungsniveaus und längere Bildungsbeteiligungen wirken sich negativ auf die Bereitschaft von Frauen aus, eine Familie zu gründen (Skirbekk 2008; Kreyenfeld 2008; Schaeper et al. 2013). Die berufliche Etablierung fördert dagegen den Übergang zur Elternschaft – sowohl bei Männern (Tölke/Diewald 2003) als auch bei Frauen (Kreyenfeld 2008). Individuelle Erfahrungen der Unsicherheit am Arbeitsmarkt begünstigen die Wahrscheinlichkeit, kinderlos zu bleiben (Brose 2008; Blossfeld et al. 2005). Dieser Zusammenhang ist jedoch bei Frauen abhängig von Bildung (Kreyenfeld 2008) und Herkunftsregion (Ost- oder Westdeutschland) (Kreyenfeld et al. 2009). Bei beruflichen Unsicherheiten schieben höher gebildete Frauen die Familiengründung auf, während niedriger gebildete zur Familiengründung neigen.

Je urbaner der Wohnort, desto höher ist die Kinderlosigkeit. Dieser Zusammenhang wird verstärkt bei Frauen, die in einer Großstadt wohnen und einen akademischen Abschluss haben, wie Interaktionseffekte belegen (Bujard 2015). Das lässt sich dadurch erklären, dass bei diesen Frauen die Optionen bezüglich Karriere, Freizeit und Partnerschaft besonders groß sind und Kinderlosigkeit in diesem Milieu kulturell akzeptiert wird.

Normen und Leitbilder spielen ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Entscheidung zur Familiengründung (Ruckdeschel 2009; Rossier et al. 2011; Arranz Becker et al. 2010). Das Leitbild der „guten Mutter“, die ihrem Kind die beste Fürsorge bieten kann und sich aufopferungsvoll um ihre Kinder kümmert, verschärft den Konflikt zwischen Familie und Arbeit und erhöht die Opportunitätskosten der Familiengründung (Ruckdeschel 2015). Die Studie des BiB zu Familienleitbildern lässt zwei Leitbilder erkennen, die Kinderlosigkeit begründen: Das „Leitbild der risikovermeidenden Kinderlosigkeit“ begünstigt die Entscheidung gegen Kinder, weil Paare fürchten, den Herausforderungen einer Elternschaft nicht gewachsen zu sein; das „Leitbild der autonomiebetonten Kinderlosigkeit“ tut dies, weil Paare fürchten, durch Kinder in ihrer Lebensgestaltung zu stark eingeschränkt zu werden (Dorbritz/Diabatè 2015). Die gleiche Studie berichtet außerdem über eine sehr hohe soziale Akzeptanz von Kinderlosigkeit in Deutschland. Kinderlose sind im Vergleich zu Eltern egalitärer eingestellt, weniger religiös und haben weniger religiöse Partner (Tanturri/Mencarini 2008).

Ein weiterer Forschungsstrang beschäftigt sich mit den Entwicklungen im Lebenslauf, die zu einer dauerhaften Kinderlosigkeit führen bzw. mit den Wegen in die Kinderlosigkeit. Mynarska et al. (2013) finden heraus, dass kinderlose Frauen im Vergleich zu Müttern länger im Ausbildungssystem verbleiben und längere Zeit keinen Partner haben. Ein möglicher Weg in die Kinderlosigkeit beginnt also mit einer qualifizierten Ausbildung und einer Karriereoption, für die Familienpläne aufgeschoben werden (Burkart 1994). Generell sind die Lebenswege von Kinderlosen im Vergleich zu denen von Eltern durch ein späteres Timing des Auszugs aus dem Elternhaus, des Bildungsabschlusses und der Heirat gekennzeichnet. Kinderlose kommen häufiger aus kleinen Familien, haben häufiger Erfahrung in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, bauen vergleichsweise spät im Lebenslauf eine ernsthafte Partnerschaft auf und haben einen schwie-



rigeren und mit Unsicherheiten behafteten Berufsstart (Tanturri/Mencarini 2008).

5. Forschungsstand zu Kinderreichtum

Welche Befunde gibt es in der bestehenden Forschungsliteratur zu den Einflussfaktoren auf die (ausbleibende) dritte Geburt und zu den Gründen für den Rückgang von Kinderreichtum? Während Kinderlosigkeit und ihre Ursachen ein noch vergleichsweise gut erforschtes Themengebiet darstellen, wird das Thema Kinderreichtum stark vernachlässigt. Dementsprechend liegen nur wenige Befunde vor. Ein kleiner Forschungsstrang beschäftigt sich teils quantitativ, teils qualitativ mit den Determinanten des Übergangs zum dritten Kind, also mit den Ursachen für Kinderreichtum (vgl. z.B. Balbo/Mills 2011; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bruchholz et al. 2002). Dabei erweisen sich verschiedene Faktoren als einflussreich, die sich überwiegend zwei Kontexten zuordnen lassen: zum einen der Familienbiografie und zum anderen den subjektiven Wertvorstellungen.

Der Einfluss der Familienbiografie lässt sich derart zusammenfassen, dass eine dritte Geburt umso wahrscheinlicher wird, je früher im Lebenslauf die Voraussetzungen für eine Familiengründung und -erweiterung geschaffen sind. Vor allem wirkt es sich positiv aus, wenn die einer dritten Geburt typischerweise oder notwendigerweise biografisch vorausgehenden Lebensereignisse in jüngeren Jahren und in kurzen zeitlichen Abständen zueinander erfolgen: Dies betrifft beispielsweise den Auszug aus dem Elternhaus, die Partnerfindung, die Eheschließung, die Familiengründung und die zweite Geburt (Keddi et al. 2010; Bien/Marbach 2007). Im Umkehrschluss ließe sich mutmaßen: Eine wesentliche Ursache für *ausbleibenden* Kinderreichtum liegt darin, dass der Prozess der Familiengründung und -erweiterung zu spät begonnen wird bzw. zu langsam voranschreitet und schließlich an der biologischen Altersgrenze scheitert.

Daneben ist aber auch die *qualitative* Entwicklung der Familienbiografie von Bedeutung. So erweist es sich beispielsweise als positiv für die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt, wenn die eigene Partnerschaft als sehr stabil eingeschätzt wird (Keddi et al. 2010; Rille-Pfeiffer et al. 2009). Aber auch eine Wiederverheiratung – also das „Scheitern“ einer vorangegangenen Partnerschaft – erhöht die Wahrscheinlichkeit für Kinderreichtum (Alich 2004). Ausschlaggebend dabei dürfte der Wunsch sein,

trotz bereits vorhandener Kinder, die man in die neue Ehe mitbringt, auch mit dem neuen, aktuellen Partner ein gemeinsames Kind zu haben. Ein weiterer Einfluss der Familienbiografie, der Kinderreichtum wahrscheinlicher macht, liegt in der Geschlechterkonstellation der ersten beiden geborenen Kinder: Haben sie das gleiche Geschlecht, so folgt mit höherer Wahrscheinlichkeit noch eine dritte Geburt, weil viele Eltern sich sowohl Mädchen als auch Jungen wünschen (Eggen/Rupp 2006; Kravdal 1990).

Einflüsse der eigenen Herkunftsfamilie könnte man thematisch ebenfalls dem Kontext Familienbiografie zuordnen. Sie spielen aber wahrscheinlich vor allem deshalb eine Rolle, weil sie die Einstellungen und Lebensentwürfe der Menschen prägen. Daher sollen sie hier dem Kontext der subjektiven Wertvorstellungen zugeordnet werden. Dazu ist zu zählen, dass eine große Geschwisterzahl – also das Beispiel von Kinderreichtum aus der eigenen Herkunftsfamilie – die Chance erhöht, selbst viele Kinder zu haben (Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bien/Marbach 2007). Einen unmittelbaren Einfluss auf die Parität haben selbstverständlich die Lebensentwürfe und Kinderwünsche: Wer bereits kurz nach der Heirat einer Familiengründung offen gegenübersteht (Rupp 2006) und für wen die Vorstellung eigener Kinder besonders positiv besetzt ist (Rille-Pfeiffer et al. 2009), hat eine größere Chance, drei oder mehr Kinder zu bekommen. Positiv scheint sich auch eine traditionellere Vorstellung von Familie auszuwirken, was sich beispielsweise an der Akzeptanz einer komplementären Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann bemessen lässt (Rupp 2006). Damit im Zusammenhang stehen dürften die Befunde, dass Paare mit Migrationshintergrund (Eggen/Rupp 2006) sowie religiöse Menschen (Bien/Marbach 2007) häufiger kinderreich sind.

6. Theoretische Erklärungen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

Wie lässt sich also der Anstieg von Kinderlosigkeit erklären? Wie der Rückgang von Kinderreichtum? Welche Ansätze finden sich dazu in den sozialwissenschaftlichen Theorien? Eine Sichtung der etablierten Erklärungsansätze zeigt, dass es zwar sehr viele Ansätze gibt, die beanspruchen, Geburtenentscheidungen und den gesellschaftlichen Geburtenrückgang zu erklären. Darunter ist aber kaum einer, der expliziert, inwieweit er alle Pa-



ritäten gleichermaßen oder vorzugsweise bestimmte Paritäten begreiflich macht, etwa den Übergang zum ersten oder den zum dritten Kind. Dennoch erscheinen die meisten Argumente unterschiedlich plausibel, je nachdem, ob sie auf das Ausbleiben einer Familiengründung oder auf das Ausbleiben einer dritten Geburt bezogen werden.

Das Ausbleiben einer Familiengründung und der Anstieg dauerhafter Kinderlosigkeit lassen sich beispielsweise durch einen kulturellen Wandel erklären, der für die späten 1960er Jahre beschrieben wird. Die Theorie des zweiten demografischen Übergangs (Lesthaeghe 1983; van de Kaa 1987) unterstellt einen Wertewandel; andere Autoren sprechen von einem Individualisierungsschub (Hoffmann-Nowotny 1988; Beck 1986). In beiden Fällen führt der Wandel dazu, dass Lebensentwürfe vielfältiger werden und sich stärker an individueller Selbstverwirklichung orientieren. Im Zuge dessen wird die Familiengründung von einer Selbstverständlichkeit zur biografischen Option. Ähnlich argumentiert der rollentheoretische Ansatz Scanzonis (Scanzoni/McMurry 1972): Die Rolle der Frau wandelt sich und definiert sich nicht mehr notwendigerweise darüber, Mutter zu sein. Argumente zum Verständnis, dass Menschen kinderlos bleiben, liefert außerdem der Humankapital-Ansatz, demzufolge die Opportunitätskosten von Elternschaft in dem Maße steigen, in dem Frauen höhere Bildungsabschlüsse erzielen und mehr Geld auf dem Arbeitsmarkt verdienen können – solange sie ihre Erwerbsarbeit nicht aufgrund einer Elternschaft unterbrechen oder reduzieren (Becker 1991; Becker/Lewis 1973).

Das Ausbleiben einer dritten Geburt und der Rückgang von Kinderreichtum lassen sich beispielsweise mit dem „Value of Children“-Ansatz erklären (Nauck 2001; Hoffmann/Hoffman 1973). Demzufolge sind die Gründe, die dafür sprechen, Kinder zu haben, heute seltener ökonomisch-utilitaristisch – Kinder werden selten noch als Arbeitskraft im eigenen Betrieb oder als Alterssicherung gebraucht. Stattdessen sind sie psychologisch-affektiver Natur – Kinder machen Freude. Dieser „Nutzen“ eines Kindes stellt sich aber bereits mit den ersten beiden Kindern ein und lässt sich durch eine dritte Geburt kaum noch steigern. Eine weitere Erklärung liefert der Ansatz der „Substitution von Quantität durch Qualität“ (Becker 1991): Je eher Eltern in die „Qualität“ von Kindern (etwa in eine gute Ausbildung) investieren, desto weniger kön-

nen sie für eine große Kinderzahl aufwenden. Es lassen sich zwei weitere Argumente anführen, die bislang von keinem Theorieansatz systematisch ausgearbeitet wurden: Zum einen wird eine zunehmende Konzentration der als ideal empfundenen Kinderzahl um die Zahl Zwei festgestellt: Es scheint sich eine Zwei-Kind-Norm zu verfestigen, an der sich Menschen in ihrer Familienplanung orientieren (Sobotka/Beaujouan 2014; Dorbritz/Ruckdeschel 2015). Zum anderen gibt es eine latente Diskriminierung von Kinderreichtum, der mit dem Attribut „asozial“ assoziiert wird (Diabaté et al. 2015; Eggen/Rupp 2006).

Einer der wenigen Erklärungsansätze, der für den Anstieg von Kinderlosigkeit und den Rückgang von Kinderreichtum gleichermaßen Plausibilität beanspruchen kann, ist der Aufschub der Familiengründungs- und erweiterungsphase im Lebenslauf. Der Aufschub bedeutet – bedingt durch eine kaum verschiebbare biologische obere Altersgrenze – auch eine Verkürzung des Zeitfensters, in dem sich Kinderwünsche realisieren lassen, so dass es leichter dazu kommen kann, dass die Realisierung scheitert. Der Aufschub wird durch verlängerte Ausbildungszeiten und erschwerte Berufseinstiege verursacht und führt zu einer „Rushhour des Lebens“, in der mehrere zentrale Lebensereignisse in kurzer Zeit bewältigt werden müssen (Bertram et al. 2011; Bittman/Wajcman 2000).

7. Fazit

Die hier angestellten Überlegungen revolutionieren die Fertilitätsforschung nicht. Aber die Differenzierung der Geburtenrate ermöglicht in verschiedener Hinsicht ein tieferes Verständnis des Geburtengeschehens in Deutschland. Die Betrachtung der einzelnen Paritäten liefert zunächst eine genauere Beschreibung des Geburtenrückgangs. Mit ihrer Hilfe wird deutlich, dass das Absinken der Geburtenrate zum einen mit einer zunehmenden dauerhaften Kinderlosigkeit und zum anderen mit einem Rückgang von Kinderreichtum im Sinne von drei oder mehr Geburten einhergeht. Die Häufigkeit, mit der zwei Kinder geboren werden, verändert sich hingegen kaum. Deutlich wird außerdem, dass die beiden Teilprozesse zeitlich nicht ganz synchron ablaufen. Betrachtet man die Geburtsjahrgänge, innerhalb derer sich der Geburtenrückgang vollzieht, (etwa die Jahrgänge 1935 bis 1970), so unterscheiden sich die älteren Jahrgänge un-



tereinander vor allem in ihrem sinkenden Anteil von Kinderreichtum und die jüngeren in erster Linie in ihrem steigenden Anteil von Kinderlosigkeit.

Diese Differenzierung bietet gleichzeitig Ansätze für eine genauere Erklärung des Geburtengeschehens. Der erste Teilprozess – der Rückgang der dritten und höheren Geburten – lässt sich wahrscheinlich vor allem kulturell erklären: In einer Zeit, in der Kinder nicht mehr Arbeitskraft und Altersvorsorge, sondern „nur noch“ emotionale Bereicherung sind, erscheint eine kleine Kinderzahl angemessener. Diese Ansicht verfestigt sich kulturell in Form einer Zwei-Kind-Norm und einer latenten Stigmatisierung von Kinderreichtum. Der zweite Teilprozess – der Anstieg der Kinderlosigkeit – lässt sich vor allem durch individuelle Autonomiebedürfnisse, eine erhöhte weibliche Erwerbsbeteiligung sowie durch die daraus resultierenden Vereinbarkeitsprobleme erklären. Beide Phänomene werden außerdem durch längere Ausbildungszeiten begünstigt. Nachdem die beiden Teilprozesse nicht synchron verlaufen, muss angenommen werden, dass die verschiedenen Geburtsjahrgänge den einzelnen genannten Einflussfaktoren in unterschiedlichem Ausmaß ausgesetzt waren: Der Geburtenrückgang dürfte in seiner Frühphase vor allem durch einen Wandel kultureller Vorstellungen zur idealen Kinderzahl angetrieben worden sein und in seinem späteren Verlauf vor allem durch Individualisierung, Frauenemanzipation und aufkommende Vereinbarkeitsprobleme zwischen Beruf und Familie.

Relevanz besitzt das Thema zudem familienpolitisch: In der Debatte, wie sich die Geburtenrate in Deutschland näher an ein skandinavisches oder französisches Niveau heben ließe, gehen die meisten Überlegungen bislang von der Frage aus, wie man Paaren mit einem Kinderwunsch die Familiengründung ermöglicht. Mindestens ebenso relevant ist die Frage, warum nicht mehr Paare ein drittes (oder viertes) Kind bekommen.

Literatur

- Alich, David (2004): Das dritte Kind: ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen. Universität Rostock, Rostock. Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie. http://www.demogr.mpg.de/publications/files/1893_1113579023_1_Full%20Text.pdf, 09.03.2015.
- Arránz Becker, Oliver; Lois, Daniel; Nauck, Bernhard (2010): Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses. In: *Comparative Population Studies* 35,1: 35–64.
- Balbo, Nicoletta; Mills, Melinda (2011): The effects of social capital and social pressure on the intention to have a second or third child in France, Germany, and Bulgaria, 2004-05. In: *Population Studies: A Journal of Demography*, 65,3: 335–351.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, Gary S. (1991): *A Treatise on the Family*. Enlarged Edition. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Becker, Gary S.; Lewis, H. Gregg (1973): On the Interaction between the Quantity and Quality of Children. In: *Journal of Political Economy*, 81, 2 Part 2: 279–288.
- Bertram, Hans; Bujard, Martin; Rösler, Wiebke (2011): Rushhour des Lebens: Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. In: *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 8 (2): 91–99.
- Bien, Walter; Marbach, Jan (2007): *Mehrkindfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey – Wellen 1988, 1994 und 2004*. München: DJI.
- Bittman, Michael; Wajcman, Judy (2000): The Rush Hour: The Character of Leisure Time and Gender Equity. In: *Social Forces*, 79,1: 165–189.
- Blossfeld, Hans-Peter et al. (Hrsg.) (2005): *Globalization, Uncertainty and Youth in Society*. London: Routledge.
- Brose, Nicole (2008): Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60,1: 34–56.
- Bruchholz, Roswitha; Fügemann, Christiane; Minsel, Wolf-Rüdiger (2002): Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine Befragung von Müttern zu Motivation, Veränderungen, Anforderungen und Bewältigung. In: *systema* 16,1: 24–49.
- Bujard, Martin (2015): Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte? In: *Zeitschrift für Familienforschung* 27, 3: 270–296.



- Bujard, Martin; Lück, Detlev (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritäts-spezifische Fertilitätsforschung. Einführung in das Schwerpunktthema. In: Zeitschrift für Familienforschung 27, 3: 255–269.
- Burkart, Günter (1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin; Dorbritz, Jürgen; Lux, Linda (2015): Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 171–190.
- Dorbritz, Jürgen (2009): Bilokale Paarbeziehungen – die Bedeutung und Vielfalt einer Lebensform. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34,1–2: 31–56.
- Dorbritz, Jürgen; Ruckdeschel, Kerstin (2015): Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und Familienerweiterung. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 133–154.
- Eckhard, Jan (2006): Kinderlosigkeit durch Partnerlosigkeit. Der Wandel der Partnerschaftsbiographien und Zusammenhänge mit der Geburtenentwicklung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 31,1: 105–126.
- Eggen, Bernd; Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): Kinderreiche Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffman, Lois W; Hoffman, Martin L. (1973): The Value of Children to Parents. In: Fawcett, James. T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19–76.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1988): Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 13, 1988: 3–13.
- Keddi, Barbara; Zerle, Claudia; Lange, Andreas (2010): Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe. München: Deutsches Jugendinstitut. http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf, 09.03.2015.
- Kravdal, Øystein (1990): Who Has a Third Child in Contemporary Norway? A Register-Based Examination of Sociodemographic Determinants. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 90,6.
- Kreyenfeld, Michaela (2008): Ökonomische Unsicherheit und der Aufschub der Familiengründung. In: Szydlik, Marc (Hrsg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS: 232–255.
- Kreyenfeld, Michaela; Konietzka, Dirk; Walke, Rainer (2011): Dynamik und Determinanten nichtehelicher Mutterschaft in Ost- und Westdeutschland. In: Brüderl, Josef; Castiglioni, Laura; Schumann, Nina (Hrsg.): Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen: Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels. Würzburg: Ergon: 155–174.
- Kreyenfeld, Michaela; Schmidtke, Kerstin; Zühlke, Sylvia (2009): Eignet sich das Mikrozensus-Panel für familiensoziologische Fragestellungen? Untersuchung am Beispiel der Frage nach den ökonomischen Determinanten der Familiengründung. In: Zeitschrift für Familienforschung 21,3: 264–285.
- Lesthaeghe, Ron (1983): A Century of Demographic and Cultural Change in Western Europe: An Exploration of Underlying Dimensions. In: Population and Development Review 9: 411–435.
- Mynarska, Monika et al. (2013): Diverse Paths into Childlessness over the Life Course. Population Association of America 2013 Annual Meeting.
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53,3: 407–435.
- Rille-Pfeiffer, Christiane; Kaindl, Markus; Klepp, Doris; Fröhlich, Elisabeth (2009): Der Übergang zur Dreikindfamilie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Rossier, Clémentine; Brachet, Sara; Salles, Anne (2011): Family policies, norms about gender roles and fertility decisions in France and Germany. In: Vienna Yearbook of Population Research 9: 259–282.
- Ruckdeschel, Kerstin (2009): Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-fran-



- zösischen Vergleich. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34,1/2: 105–134.
- Ruckdeschel, Kerstin (2015): Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 191–206.
- Rupp, Marina (2006): Die Lebenssituation kinderreicher Familien und sozialpolitische Herausforderungen. In: Althammer, Jörg; Klammer, Ute (Hrsg.): Ehe und Familie in der Steuerrechts- und Sozialordnung (Tagungsband). Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Scanzoni, John H.; McMurry, Martha (1972): Continuities in the explanation of fertility control. In: *Journal of Marriage and the Family* 34,2: 315–322.
- Schaeper, Hildegard; Grotheer, Michael; Brandt, Gesche (2013): Familiengründung von Hochschulabsolventinnen. Eine empirische Untersuchung verschiedener Examenskohorten. In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS: 47–80.
- Skirbekk, Vegard (2008): Fertility trends by social status. In: *Demographic Research* 18: 145–180.
- Sobotka, Tomáš; Beaujouan, Éva (2014): Two is best? The persistence of a two-child family ideal in Europe. In: *Population and Development Review* 40(3): 391–419. Open Access. Online version.
- Stock, Günter; Bertram, Hans; Fürnkranz-Prskawetz, Alexia; Holzgreve, Wolfgang; Kohli, Martin; Staudinger, Ursula (Hrsg.) (2012): *Zukunft mit Kindern*, Frankfurt: Campus.
- Tanturri, Maria Letizia; Mencarini, Letizia (2008): Childless or Childfree? Paths to Voluntary Childlessness in Italy. In: *Population and Development Review* 34,1: 51–77.
- Tölke, Angelika, Diewald, Martin (2003): Insecurities in employment and occupational careers and their impact on the transition to fatherhood in western Germany. In: *Demographic Research* 9,3: 41–68.
- Van de Kaa, Dirk J. (1987): Europe's Second Demographic Transition. In: *Population Bulletin* 42. Washington DC: Population Reference Bureau.